

Wie der Kolonialismus sich (nicht) denken lässt

Offene Probleme einer
paradigmatischen Schließung der Debatte

Matthias Leanza, Axel T. Paul

Missverständnisse, nichts als Missverständnisse. Unsere Replik auf den Debattenbeitrag von Marius Meinhof aus dem Heft 4/2020 der SOZIOLOGIE zeuge von einer »Abwehrhaltung«, die »sich gar nicht erst auf eine theoretische Reflexion der eigenen Begriffe einlässt« (Meinhof, Boatcă 2022: 127, 129) und die Gegenseite absichtlich oder ungewollt missverstehe. Dabei übergingen wir geflissentlich »die vorhandene Literatur zu postkolonialer Soziologie« und projizierten »immer wieder theoretische Vorannahmen aus den von [uns] bevorzugten *New Empire Studies* auf postkoloniale Theorien«, nur um diese pauschal zurückzuweisen (ebd.: 127, 130). Die von uns vertretene Position laufe auf eine bloße »Auseinandersetzung mit der Geschichte eines in die Vergangenheit delegierten Kolonialismus« (ebd.: 127) hinaus. Indem wir aber »das Koloniale räumlich in den Kolonien und zeitlich in den (vergangenen) großen Imperien« situierten, verkennten wir das Kernanliegen postkolonialer Theorie und entledigten uns »qua eurozentrischem Fehlschluss« einer Beschäftigung mit den bis heute fortdauernden Struktureffekten des Kolonialismus (ebd.: 141, 128). Diese beträfen nicht zuletzt die europäischen Länder selbst. Weil wir aber einem naiven Raumverständnis anhängen, sähen wir nur nationale und koloniale Container, wo in Wahrheit globale Verflechtungen bestünden. Beinahe erleichtert stellen wir fest, dass unserer Perspektive zumindest bescheinigt wird, dass sie »zweifelloso für Kolonialismusforschung relevant [ist], insbesondere für vergleichende Imperienforschung« (ebd.: 141). Die Freude über dieses sparsame Lob währt aber

nicht lang. Im Nachsatz ergänzt Meinhof in seiner jetzt zusammen mit Manuela Boatcă verfassten Antwort, dass komparative Imperienforschung »durch klare Containerräume überhaupt erst die Möglichkeit gewinnt, sich Imperien als vergleichbare Einheiten vorzustellen« (ebd.). Sie ist demnach nicht Lösung, sondern Teil des Problems.

Blicken wir einleitend in der gebotenen Kürze noch einmal zurück. Ausgangspunkt unserer Kritik war das Unbehagen an Meinhofs pauschalen Aussagen zum Verhältnis von Kolonialismus und Moderne (Leanza, Paul 2021: 151 ff.). Wir merkten an, dass seine Argumentation auf einen unzulässigen, die historische Komplexität nicht angemessen reflektierenden Fundierungsdiskurs hinauslaufe und darin den eurozentrischen Positionen und Orientierungen, von denen er sich eigentlich abzusetzen versuche, stark ähnele.

»Postkolonialismus basiert«, nach Meinhofs Lesart, »auf der Annahme, dass der Kolonialismus die Grundlage und den Entstehungskontext der modernen Gesellschaft darstellt und daher so tief in die Moderne eingeschrieben ist, dass ein Verständnis kolonialer Macht für jegliche Beschäftigung mit der Moderne unablässig ist.« (Meinhof 2020: 413)

Dagegen brachten wir drei Einwände vor: Zunächst problematisierten wir die Kategorien der »Moderne« und des »Kolonialismus«, weil sie nach unserer Einschätzung zu kompakt und polemisch sind, um sie ungebrochen in der soziologischen Analyse zu verwenden (Leanza, Paul 2021: 153 f.). In diesem Zuge diskutierten wir auch Aníbal Quijanos Konzept der »Kolonialität«, das bereits bei Meinhof (2020: 413) eingeführt worden war und jetzt noch einmal ohne substantielle Erweiterung dargestellt wird (Meinhof, Boatcă 2022: 137). Die im Kolonialismusbegriff ohnehin schon angelegte Tendenz, ein in der sozialen Wirklichkeit vielfach gebrochenes Phänomen zu glätten und totalisieren, werde durch das Abstraktum »Kolonialität« eher noch verstärkt, oder zumindest leiste es keinen für uns greifbaren Beitrag, um konkrete Zusammenhänge und Mechanismen besser zu verstehen (Leanza, Paul 2021: 154 f.). Wir ließen es bei dieser Kritik aber nicht bewenden, sondern machten einen Gegenvorschlag. Auf frühere Forschung aufbauend (Paul, Leanza 2020) warben wir dafür, Kolonialismus als eine spezifische Form der Herrschaft zu verstehen, deren Strukturmerkmale wir idealtypisch bestimmten (Leanza, Paul 2021: 155). Eine Pointe dieses Begriffsverständnisses bestehe darin, dass koloniale Herrschaft nicht auf die europäischen Überseereiche begrenzt sein müsse (und nach unserem Verständnis der historischen Sachverhalte auch nicht war), wodurch sich neuartige Vergleichshorizonte eröffneten.

Unser zweiter Einwand betraf die Frage, ob die These von der kolonialen Herkunft der Moderne historiographisch haltbar ist. Der Befund fiel negativ aus, nicht aber deswegen, weil es keine substanziellen Interdependenzen zwischen Kolonialismus und der Herausbildung gesellschaftlicher Ordnungsstrukturen gegeben hätte, die gemeinhin als »modern« bezeichnet werden, wie zum Beispiel Kapitalismus und Nationalstaaten. Vielmehr sei das relevante Faktorenbündel zu vielfältig, um Meinhofs (2020: 418 f.) schablonenhafte These eines »genuin globalen und genuin kolonialen Charakters der Moderne« aufrechtzuerhalten. Dies haben wir anhand der industriellen und französischen Doppelrevolution zu skizzieren versucht (Leanza, Paul 2021: 156 ff.). Zudem begehe man einen Kategorienfehler, wenn man von einer kausalen Beziehung auf eine Bestimmung inhaltlicher Art (»kolonialer Charakter«) schließe (ebd.: 157).

Der dritte von uns vorgebrachte Einwand adressierte methodologische Probleme. Die von Meinhof formulierte Kritik an den epistemischen Strukturen der Soziologie betonte, dass die aus der Kolonialgeschichte heraus zu erklärende Dominanz des Globalen Nordens im Wissenschaftssystem zu einer systematischen Sichtverengung führe. Danach reflektierten soziologische und anderweitige Theorien zumeist die Erfahrungen partikularer Gruppen in Europa beziehungsweise Nordamerika, stellten diese jedoch als universelle dar. Meinhof fasste dies mit Blick auf den soziologischen Kanon wie folgt zusammen: »Theorie von Europäern für Europäer*innen über Europa.« (2020: 418) Zunächst pflichteten wir bei, dass zwischen den Trägergruppen wissenschaftlicher Disziplinen und den Erkenntnisinhalten und -strukturen ein nicht-zufälliger Zusammenhang bestehe, auf den zu reflektieren sich allemal lohne (Leanza, Paul 2021: 159 f.). Dieser wissenssoziologisch rekonstruierbare Zusammenhang zwischen der Sozial- und Sachdimension von Wissenschaft besitze aber systematische Grenzen (ebd.: 160). In allen Phasen des Forschungsprozesses gelangten Erkenntnistekniken zum Einsatz, die sowohl intersubjektive Überprüf- und Nachvollziehbarkeit als auch eine über den konkreten Entstehungskontext hinausweisende Generalisierbarkeit der gewonnenen Aussagen sichern sollen. Regionale und soziale Identitäten seien zudem häufig nicht eindeutig bestimmbar, was sich nicht zuletzt am postkolonialen Diskurs selbst zeige (ebd.: 159 f.). Im Ergebnis sahen und sehen jedoch auch wir großen Bedarf, Kolonialismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen und Struktureffekten eingehender zu erforschen – nicht nur, aber eben auch in soziologischer Perspektive.

Weder muss man unsere Position teilen, noch die ihr zugrunde liegenden Annahmen kritiklos übernehmen. Aus dem Umstand, dass wir einen monologischen Diskurs, das heißt »eine umfassende Grundsatzdebatte über Postkolonialismus und Soziologie aus postkolonialer Sicht« (Meinhof 2020: 419), für wenig zielführend erachten, lässt sich aber keine Gesprächsverweigerung unsererseits ableiten. Ebenso ist der Versuch, Begriffe empirisch operationalisierbar zu bestimmen, kein Indiz für eine mangelnde Reflexion auf Spielräume in der Theoriekonstruktion. Wir versuchen auch nicht, das »Koloniale« geographisch zu verorten, wie Meinhof und Boatcă (2022: 128, 131, 140 f.) annehmen, sondern erachten diesen und analog gebildete Ausdrücke, nicht zuletzt den von ihnen empfohlenen Begriff der »Kolonialität«, für analytisch wenig brauchbare Abstraktionen, die im besten Fall eine grobe, schlagwortartige Annäherung erlauben. Bereits vor zwei Jahrzehnten merkte Frederick Cooper kritisch dazu an:

»The quest for finding the colonial in all sorts of cultural productions has given rise to a dubious concept of ›coloniality‹ (or post-coloniality, which is no better), as if the experience of having been colonized defines a social or cultural essence, which can be identified independent of anything else colonized people were doing or thinking.« (Cooper 2002: 60)

Stattdessen gelte es, eine Perspektive stark zu machen, die sich für Imperien und ihre (kolonialen) Herrschaftsrepertoires interessiert, die vielschichtigen Erfahrungen der in ihnen agierenden Personen und Gruppen rekonstruiert und Struktureffekte, die bis in unsere Gegenwart fortwirken, auf breiter Grundlage untersucht (Stoler, Cooper 1997). Zu behaupten, der von uns (und anderen) in diesem Zusammenhang verwendete Begriff der »Fremdherrschaft« basiere »auf einem Othering der Kolonisierten« und sei »somit selbst kolonial« (Meinhof, Boatcă 2022: 138), obwohl aus dem Verwendungskontext hervorgeht, dass es sich dabei um eine sozial wahrgenommene Andersartigkeit handelt (Leanza, Paul 2021: 155), ist angesichts des »entgrenzten« Verständnisses von Kolonialität, für das Meinhof und Boatcă werben (2022: 138 f.), vielleicht nur konsequent zu Ende gedacht.

Meinhofs und Boatcă's Position kann aber auch als Ausdruck einer gewissen Konfusion bezüglich wichtiger Fragen der Sozialtheorie und sozialwissenschaftlichen Methodologie betrachtet werden. Wir möchten dies zum Anlass nehmen, um im Folgenden drei Punkte zu diskutieren, die uns in diesem Zusammenhang als besonders relevant erscheinen. Diese betreffen das Verhältnis von Fremdheit und Herrschaft, den Status der komparativen Methode in den historischen Sozialwissenschaften und die Forderung nach

paradigmatischer Schließung. Unsere Überlegungen münden in einem Plädoyer, nicht den Kolonialismus**begriff** zu »entgrenzen«, sondern die soziologische Kolonialismus**debatte** zu öffnen, sie jedenfalls nicht auf post- und dekoloniale Ansätze zu verengen.

Fremdheit und Herrschaft

Fremdheit ist ein anthropologisch universaler Sachverhalt und als solcher keine instrumentelle, immer schon auf Unterwerfung oder dauerhafte Beherrschung angelegte Zuschreibung (Waldenfels 2007). Fremdheitserfahrungen resultieren aus der Wahrnehmung eines bislang Unvertrauten und damit buchstäblich Unheimlichen (Freud 1970). Schon und gerade jedes Kind, das sich (s)eine Welt erschließt, erfährt Fremdheit. Diese weckt längst nicht immer seine Neugierde, sondern kann auch ein Moment des Bedrohlichen enthalten. Fremde(s) kennenzulernen, seine oder ihre, sei es geglaubte, sei es gegebene Andersartigkeit, in die eigene, bisherige Umbeziehungsweise Mitwelt einzuordnen, ist eine vom Heranwachsenden bereits in der primären Sozialisation zu erbringende Leistung (Mead 1973: 194 ff.; Berger, Luckmann 1966: 119 ff.). Sie besteht nicht allein darin, das noch Unbekannte unter vertrauten Gesichtspunkten zu betrachten, um es so einordbar zu machen, sondern auch und darüber hinaus, neue, zugleich umfassendere wie differenzsensiblere Kategorien für das Bekannte auszubilden (Piaget 1978). Die anfängliche Selbstläufigkeit dieser Entwicklung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Fremdverstehen immer wieder an Grenzen stößt und nach Schütz (1974: 137 ff.) nur annäherungsweise gelingen kann, wie im Übrigen auch die damit verbundene Auslegung der eigenen Bewusstseinsakte. Perspektivenverschmelzung und vollständige Entgrenzung mögen Ideale der Romantik gewesen sein (Dux 1994: 338 ff.). Sie repräsentieren aber nicht die von Perspektivendifferenz und mannigfaltigen Grenzziehungen geprägte Wirklichkeit unseres Alltags.

Was für die Einzelnen gilt, wiederholt sich *mutatis mutandis* auf der Ebene von Gruppen. Diese bilden das soziale Milieu, welches den Individuen nicht nur die geteilten Kategorien einer Kultur, sondern auch deren jeweiligen Gehalt bezüglich des Verhältnisses von Eigenem und Fremdem vermittelt (Lévi-Strauss 1975; 1985). Kulturen sind keine geschlossenen Ganzheiten mit scharfen oder gar unüberwindlichen Grenzen; vielmehr stehen sie in

vielfältigen Austausch- und Interaktionsbeziehungen mit anderen Kulturen, ohne dadurch ihre relative Eigenständigkeit und Unterscheidbarkeit zu verlieren. Der Mittelmeerraum gibt vielfältiges Anschauungsmaterial dafür, dass sich kulturelle Identität unter den Bedingungen von Dauerkontakt mit anderen Kulturen herausbilden und reproduzieren kann, ja, dass hier auch keinerlei Widerspruch vorliegt (Braudel, Duby, Aymard 1987). Selbst wenn die Unterscheidung von Vertrautem und Unvertrautem nur relativ ist, der Bereich des Vertrauten oder zumindest Bekannten auch erweitert und das zunächst als unheimlich empfundene Fremde in ein neutrales, wenn nicht gar reizvolles Anderes transformiert werden kann, bleibt die Differenz als solche bestehen. Dass sich die Kulturen der Welt heute als Teil der einen Menschheit begreifen, das heißt als im Prinzip gleiche Träger universeller Rechte, ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit (Kohlberg 1996; Stichweh 2010). Die längste Zeit der Geschichte galten Menschen einander nicht als gleich. Für Aristoteles gab es in der *Politik* (I 5, 1254b) bekanntlich naturgegebene Sklaven, die nicht oder nur bedingt an der menschlichen Fähigkeit zur Vernunft partizipierten. Ähnlich asymmetrische Unterscheidungen liegen auch den Gegenbegriffen von »Hellenen« und »Barbaren« sowie »Christen« und »Heiden« zugrunde (Koselleck 1988), wobei derartige Kategorien für ganze Populationen keineswegs auf (proto-)europäische Kulturen beschränkt waren. Die Unterscheidung von zum Dienen bestimmten Hutu und zum Herrschen berufenen Tutsi zum Beispiel ist keine Erfindung europäischer Kolonialisten, auch wenn sie von diesen, unter Beteiligung einflussreicher Tutsi, als Differenz zweier »Rassen« naturalisiert wurde (Chrétien 1985; Vidal 1991). Bereits vor dem europäischen Kolonialismus gab es im Bereich des Kivu-Sees eine Fremdherrschaft, wenn nicht einen »internen« Kolonialismus, einer kriegerischen Elite von Tutsi über die Masse der bäuerlichen Hutu (Paul 2020). Vergleichbare Beispiele ließen sich aus der Geschichte der europäischen Staatsentstehung anführen (Hechter 1975; Weber 1976), was einen Hinweis darauf gibt, dass hier wahrscheinlich ein soziologisch generalisierbares Phänomen vorliegt, das keineswegs auf den europäischen Überseekolonialismus beschränkt war.

Gesellschaftsgeschichtlich ist die Behauptung von nicht beziehungsweise nur schwer überbrückbarer Fremdheit zudem kein Alleinstellungsmerkmal herrschaftsförmig organisierter Verbände, sondern ein verbreiteter Mechanismus der Grenzziehung zwischen In- und Outgroup. Selbst in weitgehend egalitären Jäger- und Sammlergemeinschaften finden sich zahlreiche Beispiele dafür, dass, wer jenseits des Horizonts lebte, eine andere Sprache

sprach oder gar anderes aß, prinzipiell verdächtig war (Kohl 2012: 29 ff.). Die Erweiterung der sozialen Kreise über die Horde, den Stamm, die Siedlungs-, Sprach- und Religionsgemeinschaft hinaus, die politische und kulturelle »Ent-Fremdung« anderer, bislang unvertrauter oder gänzlich unbekannter Lebensformen, kurzum die »Normalisierung der Fremdheit« (Stichweh 2010: 166 ff.), stellt einen alles andere als linearen, von Rückschritten freien Prozess dar. Auch ist dieser keineswegs primär, geschweige denn exklusiv, von einem Bemühen um Fremdverstehen und Kommunikation auf Augenhöhe getragen, sondern vielfach von Gewalt, Macht und kultureller Dominanz durchzogen (Bartlett 1993). Mit Bekämpfung, Unterwerfung und Verdrängung von als gegnerisch wahrgenommenen Kollektiven ging in der Geschichte häufig deren Entmenschlichung einher, bisweilen mit dem nicht-intendierten Resultat, die eigene oder fremde Gruppe dadurch fester zusammenzuschweißen oder überhaupt erst als Kollektiv zu konstituieren (Renan 1996). Das gilt nicht nur für die postkolonialen Nationen Asiens und Afrikas, die sich zumeist entlang der in der Kolonialzeit gestifteten Grenzen herausbildeten (Fisch 2010: 232 ff.), sondern auch für die europäischen Staaten. Sie gingen in vielen Fällen aus Kriegen hervor und haben eine lange Gewaltgeschichte hinter sich (Langewiesche 2019). Diese beinhaltete auch zahlreiche Formen des *othering*, die nicht *color-coded* waren, wie zum Beispiel die Diskriminierung gegen Juden und Menschen aus Osteuropa (Broszat 1972; Slezkine 2006: 27 ff.). Ohnehin entwickelte sich die überseeische Expansion in enger Wechselwirkung mit dem kontinentalen Imperialismus in Europa, worauf bereits Hannah Arendt (1986) aufmerksam machte. Dies läuft nicht auf eine falsche Gleichsetzung von Land- und Überseereichen hinaus (Bhambra, Holmwood 2021: 8), sondern erlaubt es, Kontinuitätsmomente sichtbar zu machen. Dass diese Gewaltgeschichte nicht der Vergangenheit angehört, wie eine immer noch weitestgehend kriegsvergessene Soziologie glauben möchte (Joas, Knöbl 2008), zeigt gegenwärtig der russische Angriffskrieg auf die Ukraine. Er stellt die territoriale Integrität, wenn nicht Eigenstaatlichkeit dieser Nation brutal infrage und versucht, sofern man Putins Narrativ von der Heimholung urredischer Territorien nicht folgen mag, eine durchaus als kolonial zu beschreibende Fremdherrschaft in den eroberten Gebieten zu errichten, inklusive Deportationen und Massaker an der Zivilbevölkerung (Snyder 2022).

Meinhof und Boatcă halten uns aber nicht nur vor, Fremdheit zu essentialisieren und einen Kolonialismusbegriff zu vertreten, der selbst kolonial sei. Wir wüssten auch nicht hinreichend zwischen Macht und Herrschaft zu

differenzieren (Meinhof, Boatcă 2022: 136). Deshalb entginge uns, worin die eigentliche Pointe des Kolonialitätskonzepts liege, nämlich darin, »eine Machtbeziehung zwischen (kolonialen) Zentren und (kolonisierten) Peripherien« (ebd.: 136) zu sein. Einmal abgesehen davon, dass sich das von Quijano als »Kolonialität« bezeichnete Machtmodell ihren Ausführungen zufolge »aus kolonialen Herrschaftsformen heraus entwickelte«, koloniale Herrschaft also kolonialer Macht vorherzugehen scheint, zirkuliere es so dann »zwischen Kolonialreichen und [nicht-kolonialen?; M.L., A.P.] Imperien«, beziehungsweise es manifestiere sich »in verschiedenen Herrschaftspraktiken [sic!] auf verschiedene Weisen«, um »schließlich das Ende kolonialer Herrschaft [zu] überleb[en]« (ebd.: 137). Was soll das heißen?

Natürlich ist es nicht in Stein gemeißelt, wie man Begriffe zu verstehen hat. Sie dürfen und müssen den eigenen Zwecken angepasst werden, was entsprechend auszuweisen ist. Es ist aber guter, von Meinhof und Boatcă ja auch geteilter Usus in der Soziologie, Macht als die umfassendere und Herrschaft als die engere, spezifischer gefasste Kategorie zu gebrauchen. Versteht man Macht etwa mit Max Weber als »jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht« (1980: 28), dann fällt darunter schon sehr viel. Der eigene Wille kann sich auf beliebiges Verhalten anderer richten, wobei das Widerstreben des oder der anderen lediglich möglich sein muss, ohne notwendigerweise auch zu erfolgen. Vor allem aber kann, wer Macht ausübt, auf nahezu beliebige Mittel zurückgreifen, um seinen Willen innerhalb einer sozialen Beziehung durchzusetzen. Vom physischen Zwang bis hin zum informellen Einfluss umfasst dies ein ganzes Spektrum an Möglichkeiten. Weber bezeichnet Macht daher als »soziologisch amorph« (ebd.). Foucault, dem wir unter anderem eine empirisch gesättigte und inspirierende Untersuchung neuzeitlicher Sozialdisziplinierungsmechanismen und -institutionen verdanken (1976), übertrifft Weber in seiner Ausdehnung des Machtbegriffs indes noch einmal deutlich, indem er, zumindest in seiner mittleren Phase, auch noch die Akteure streicht, das heißt genauer, sie weniger als Träger denn als Effekt anonymer Machtbeziehungen begreift. Seinem nominalistischen Machtverständnis zufolge sei Macht weder eine Institution noch eine Struktur, auch bezeichne sie »nicht eine Mächtigkeit einiger Mächtiger«. Macht sei lediglich »der Name, den man einer komplexen, strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt« (Foucault 1977: 114). Weitet man den Begriff auf eine solche Weise aus, droht er seinen analytischen Sinn zu

verlieren, was ein Grund dafür sein dürfte, warum Foucault in seinen späteren Arbeiten Macht noch einmal anders, nämlich vom Problem des Regierens (*gouverner*) her zu denken versuchte (Lemke 1997; Bröckling 2010).

Auch Meinhof und Boatcă plädieren für einen »entgrenzten« Machtbegriff, wenn sie Kolonialität als ein »global zirkulierendes Machtmodell« (2022: 138, 140) beschreiben. Dabei lassen sie jedoch nicht erkennen, worin genau dessen Spezifika bestehen sollen, die es erlaubten, einerseits aus der europäisch-neuzeitlichen Kolonialherrschaft entspringende, andererseits die Moderne gesamthaft durchziehenden Merkmale von – ja, was eigentlich? Ungleichheit, Asymmetrie oder schlicht Differenz? – analytisch zu durchdringen. Wir bezweifeln, dass die gleich auf der ersten Seite ihrer Kritik angemahnte Auseinandersetzung mit der »vorhandene[n] Literatur zu postkolonialer Soziologie« (ebd.: 127; so als ob diese in unserem Beitrag abwesend wäre), in diesem Punkt mehr Klarheit brächte. Sinnvoller erscheint uns, neben anderem, eine Präzisierung der Begriffe »Macht« und »Herrschaft« oder auch die Bildung und Verwendung von Idealtypen, so wie sie von Heinrich Popitz (1992) in seiner Machtphänomenologie auf sozialtheoretischer Ebene vorexerziert und von Trutz von Trotha (1994) hinsichtlich kolonialer Herrschaft weiterentwickelt worden ist.

Die komparative Methode

Selbstredend ist es möglich, über das bei Popitz und von Trotha entfaltete Begriffsinventar hinauszugehen, um weitere, unter Umständen gerade, wenn auch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht ausschließlich, für den europäischen Kolonialismus der Neuzeit typische Merkmale sozialer Organisation aufzuschließen. Aber genau darin besteht die zu leistende Aufgabe: Imperien und Phänomene kolonialer Herrschaft, einschließlich ihrer bis heute nachwirkenden Effekte, sind mithilfe des gesamten in der Soziologie verfügbaren Theorien- und Methodenrepertoires zu untersuchen, anstatt die Auseinandersetzung mit diesem Thema von vornherein auf eine bestimmte Perspektive engzuführen. Anstatt die immergleichen Texte und Argumente aus dem Kreis post- und dekolonialer Theorien pflichtschuldig zu diskutieren – brauchen wir tatsächlich noch eine weitere Analyse der diskursiven Konstruktion des kolonialen »Anderen« und der daraus resultierenden Bestimmungen des »Eigenen«? –, täte unser Fach gut daran, die Debatte weiter

zu öffnen. Andernfalls droht eine Verengung des Gegenstandsverständnisses, was zu falschen Alternativen und Oppositionsstellungen führen kann.

Dies zeigt sich nicht zuletzt in der von Meinhof und Boatcă (2022: 141) geäußerten Kritik an der komparativen Methode in der sozialwissenschaftlichen Imperien- und Kolonialismusforschung, die ihrer Meinung nach auf der Vorstellung geschlossener »Containerräume« beruhe. Mit viel Begründungsaufwand stellen sie dem ein relationales Raumverständnis entgegen, das es zu untersuchen erlaube, wie räumliche Einheiten durch »globale Verflechtungen« überhaupt erst entstünden (ebd.: 130 ff.). Sicherlich ist eine Betrachtung globaler oder zumindest regionen- und kontinentübergreifender Interdependenzen unabdingbar für ein angemessenes Verständnis der Genese und Gestalt gesellschaftlicher Ordnungsstrukturen, die gemeinhin als »modern« beschrieben werden. Zahllose Studien zur Global- und Imperien-geschichte spüren diesen Zusammenhängen nach, weshalb wir gleich zu Beginn unseres Aufsatzes darauf hinwiesen (Leanza, Paul 2021: 150 f.). Fraglich sei aber, so unsere Anschlussüberlegung (ebd.: 152 f.), ob die Soziologie deshalb schon eine neuartige, aus der Kolonialgeschichte zu entwickelnde Theoriesprache benötige, wie von Meinhof gefordert (2020: 413). Ein methodologischer Globalismus ist genauso wenig überzeugend wie ein methodologischer Nationalismus oder Eurozentrismus (Conrad 2013: 27 f.; Osterhammel 2011: 90 ff.). Man entkommt der einen Einseitigkeit nicht, indem man sie durch eine andere ersetzt. Stattdessen sind Interdependenzen auf verschiedenen Aggregationsebenen oder Skalierungsniveaus zu rekonstruieren, und es ist in erster Linie eine empirisch zu beantwortende Frage, wie weit ausgedehnt im geographischen und sozialen Raum die entsprechenden Interdependenzketten sind. Dies lässt sich nicht *a priori* bestimmen, sondern muss rekonstruktiv erschlossen werden.

Man begibt sich daher auch nicht auf eine problematische »Ursprungssuche« (Meinhof, Boatcă 2002: 134; Anführungszeichen im Original), wenn man neben globalen Verflechtungen auch innereuropäische Konstellationen als relevant oder sogar als ausschlaggebend für die Erklärung eines Phänomens erachtet (zum Beispiel industrielle Revolution). Es ist zudem ein Denkfehler zu meinen, dass man dadurch schon regionale Einheiten, wie hier Europa, als Containerräume hypostasiert hätte. Europa allein oder auch nur vornehmlich als Produkt der Interaktion mit anderen Weltregionen und Gesellschaften zu begreifen, verkennt die Bedeutung lokaler, das heißt innereuropäischer Konstellationen, deren Genese mitunter bis in die Antike zurückreicht. Neben der Betrachtung horizontaler Verflechtungen im Raum

muss daher auch die zeitliche Tiefendimension zentral berücksichtigt werden, das heißt in unserem Kontext insbesondere die *longue durée* des römischen Reiches und seiner Nachfolger (Kumar 2021: 24 ff.). Ähnlich gilt für Nationalstaaten, dass sie sowohl durch interne Prozesse als auch durch das Geflecht internationaler Beziehungen, in das sie eingebunden sind, in ihrem Sosein geprägt werden. In seiner Diskussion historiographischer Kontroversen zum Einfluss des British Empire auf die britische Kultur und Gesellschaft bringt dies Krishan Kumar wie folgt auf den Punkt:

»[I]t is simply wrong to think that there is no evidence to examine, that the argument for the impact of the British Empire on British society rests on mere assertion or unsupported assumption. That position is as dogmatic and uninformed as the opposite claim that empire can be found everywhere, in every nook and cranny of British society.« (Kumar 2017: 321)

Es lässt sich danach nicht pauschal festlegen, welches Bündel von Relationen und Interdependenzen zur Beantwortung spezifischer Forschungsfragen das jeweils maßgebliche ist. Dies gilt es vielmehr herauszufinden und empirisch nachzuweisen. Multifaktorielle Gemengelagen dürften dabei den Regelfall bilden. *Eine* Analyseebene als die entscheidende zu postulieren und Erklärungsansätzen, die mehrere oder andere Aggregationsebenen in den Blick nehmen, ein naives Raumverständnis zu unterstellen, führt beim besten Willen nicht weiter.

Nicht minder fragwürdig ist der in diesem Zusammenhang suggerierte Gegensatz zwischen verflechtungs- beziehungsweise transfertheoretischen Ansätzen auf der einen und komparativen Zugriffen auf der anderen Seite. Auch dabei handelt es sich um eine nur scheinbare Alternative. Weder ist der sozialwissenschaftliche Vergleich an ein bestimmtes Raummodell gebunden (Meinhof, Boatcă 2022: 141), noch muss er die Vergleichsgegenstände in Form nicht-falsifizierbarer Idealtypen hypostasieren (Bhambra 2016). Es bedarf lediglich eines *tertium comparationis*, durch das Verschiedenes aufeinander beziehbar wird, um so nach Ähnlichkeiten und Unterschieden fragen zu können. Vergleichsgegenstand können dabei auch die Prozesse sein, in denen sich zum Beispiel Imperien herausbilden, wandeln und desintegrieren (Eisenstadt 1969; Doyle 1986; Go 2011). Ähnlich lassen sich mithilfe komparativer Fallstudien die Mechanismen eruieren, die zu erklären vermögen, warum einige Nationen entlang ethnischer Bruchlinien zerfallen, wohingegen es anderen Ländern gelingt, sich politisch und kulturell zu integrieren (Wimmer 2018). Ein solcher Vergleich muss keineswegs die Existenz stabiler oder gar »primordialer« Gruppenidentitäten annehmen, sondern

kann untersuchen, wie diese in sozialen Interaktions- und Austauschprozessen entstehen und Veränderungen durchlaufen (Wimmer 2013).

Aber macht die Interdependenz der Vergleichsobjekte eine komparative Betrachtung nicht logisch unmöglich? Das scheint der Frühneuzeithistoriker Sanjay Subrahmanyam in seinem anregenden und zu Recht vielbeachteten Aufsatz »Connected Histories« nahezulegen, der auch von Meinhof und Boatcă zitiert wird, wenn er schreibt:

»But ideas and mental constructs, too, flowed across political boundaries in that world, and – even if they found specific local expression – enable us to see that what we are dealing with are not separate and comparable, but connected histories.« (Subrahmanyam 1997: 748)

Nicht getrennte und vergleichbare, sondern verknüpfte Geschichten – so die Gegenüberstellung. Doch vermag das zu überzeugen? Dies wäre unseres Erachtens nur dann der Fall, wenn die Operation des Vergleichs kausale Unabhängigkeit voraussetzen würde. Eine hinreichend deutliche Unterscheidbarkeit der Vergleichsobjekte – seien dies nun Ereignisse, Prozesse oder Strukturen – genügt jedoch vollkommen, um sie in komparativer Absicht betrachten zu können. Auch wenn zum Beispiel die deutschen »Schutzgebiete« in eine übergreifende imperiale Struktur eingebettet waren und zahlreiche Transferprozesse zwischen ihnen stattfanden, lässt sich gewinnbringend nach Ähnlichkeiten und Unterschieden fragen, wie etwa hinsichtlich der sogenannten »Eingeborenenpolitik« (Steinmetz 2008). Im Bereich der Imperien- und Kolonialismusforschung ist ein komparativer Zugriff überdies auch deswegen von herausgehobener Bedeutung, weil politische Eliten häufig die Exzeptionalität ihrer imperialen Projekte betonten, um das eigene Handeln vis-à-vis konkurrierender Mächte als besonders gutartig, ja segensreich für die Menschheit darzustellen (Go 2011; Menger 2022). Zugleich ist aber richtig, dass verflechtungs- und transfertheoretische Betrachtungsweisen eine wichtige und ebenbürtige Ergänzung zur komparativen Methode darstellen, weil sie neue Forschungsfragen ermöglichen und auch ein Korrektiv gegenüber einer allzu einseitigen Fokussierung auf den Vergleich sein können (Werner, Zimmermann 2002). Sie machen auf Verbindungen aufmerksam, die man übersehen würde, setzte man die Vergleichsobjekte unhinterfragt voraus. Dass man aber »durch klare Containerräume überhaupt erst die Möglichkeit gewinnt« (Meinhof, Boatcă 2022: 141), systematische Vergleiche vorzunehmen, die komparative Methode also ihre Vergleichsgegenstände hypostasieren muss, stimmt in dieser Pauschalität nicht. Viel-

mehr bietet sich eine pragmatische Kombination aller drei Zugriffe – Vergleich, Transfer, Verflechtung – für die Imperien- und Kolonialismusforschung an, was auch längst gängige Praxis ist (Lindner 2011; Kreienbaum 2015; Lerp 2016).

Wider die paradigmatische Schließung

Ein letzter Punkt: Die Unterscheidung zwischen einer gegenstandsnah verfahrenen Kolonialismusforschung und der kritischen Reflexion auf soziologische Kategorien läuft ebenfalls auf eine falsche Gegenüberstellung hinaus. In seinem früheren Text betonte Meinhof (2020: 412) noch, dass es sich bei der Differenz zwischen einer postkolonialen Soziologie, die er als ein erkenntniskritisches Programm einführte, und dem, was er unter dem Rubrum »herkömmlicher (soziologischer) Kolonialismusforschung« verbuchte, um eine bewusste Überzeichnung handle. Nur so könnten »paradigmatische Unterschiede verdeutlicht werden« (ebd.). In dem nun zusammen mit Boatcă verfassten Text wurde aus der absichtlichen Zuspitzung unter der Hand eine scheinbar unüberbrückbare Perspektivendifferenz. Man müsse sich für die eine oder andere Herangehensweise entscheiden, so die Botschaft, »weil beide grundsätzlich völlig unterschiedliche, paradigmabhängige Erkenntnisinteressen bedienen« (Meinhof, Boatcă 2022: 138). In gewisser Weise ist das nur konsequent. Denn Paradigmata sind, wenn wir der einschlägigen Definition von Thomas S. Kuhn folgen, »nicht nur unvereinbar,¹ sondern oft sogar inkommensurabel« (1976: 116). Das heißt, sie messen das Gelingen beziehungsweise Misslingen wissenschaftlicher Aussagen an unterschiedlichen Maßstäben, die nicht rational von einer dritten Position aus aufeinander beziehbar sind (ebd.: 158 ff.). Paradigmata könnten daher nur schlecht im selben Erkenntnisraum koexistieren, weshalb sie nach Kuhn dazu tendierten, sich in wissenschaftlichen Revolutionen abzulösen, der berühmte »paradigm shift«. Den letzten Schritt scheinen Meinhof und Boatcă (2022: 130) aufgrund ihres Bekenntnisses zur »multiparadigmatischen« Verfasstheit der Soziologie nicht mitgehen zu wollen, erwarten aber zumindest, dass man sich »nach eingehender Lektüre und ohne jegliche Missverständnisse« für oder gegen das postkoloniale Paradigma entscheiden möge, wie sie es verstehen.

1 im Original: incompatible

Doch wofür oder wogegen soll man sich hier eigentlich entscheiden? Die Antwort scheint zumindest vordergründig auf der Hand zu liegen: *für* einen relationalen Raumbegriff und *gegen* ein Denken in Containerräumen, *für* eine globale, epistemisch gerechte Soziologie und *gegen* Eurozentrismus und methodologischen Nationalismus, *für* kritisch-reflexive Theoriearbeit und *gegen* stumpfen Positivismus, das heißt »Perspektivierung statt reiner empirischer Lückenfüllung«, wie dies Meinhof und Boatcă (2022: 129) nicht ganz unbescheiden formulieren. Zweierlei ist daran unplausibel: Zum einen besteht zwischen einer soziologischen Kolonialismusforschung, die gegenstandsnahe verfährt, und einer kritischen Reflexion der für die Soziologie erkenntnisleitenden Annahmen und Kategorien keinerlei Widerspruch, sondern im Gegenteil ein grundsätzliches Passungsverhältnis. Dies erkennen Meinhof und Boatcă im Grunde selbst (2022: 140), wenn sie auf die Zirkularität von Theorie und Empirie verweisen, ohne daraus jedoch die notwendige Schlussfolgerung zu ziehen, nämlich dass die vermeintlich inkompatiblen, wenn nicht sogar inkommensurablen Perspektiven in Wahrheit komplementär sind.

Zweitens folgt daraus aber gerade nicht, dass jedwede Beschäftigung mit dem Themenkomplex des Kolonialismus, die reflexiv und erkenntniskritisch verfährt – wie auch sonst? –, allein deshalb schon der Richtschnur postkolonialer Studien folgen muss. Weder füllt die vom französischen Poststrukturalismus inspirierte Analyse von Diskursformationen, Machtverhältnissen und Identitäten, mitunter angereichert durch neomarxistische, dependenztheoretische und psychoanalytische Versatzstücke, den gesamten Raum soziologischer Analyseoptionen aus, noch sind relationale und prozessorientierte Zugänge ein Privileg *des* Postkolonialismus (vgl. nur Abbott 2016; Dépelteau 2018), den es in seiner unterstellten paradigmatischen Geschlossenheit ohnehin nicht gibt.

Wenn unsere Überlegungen zutreffen, dann existiert ein systematischer Raum für eine soziologische Auseinandersetzung mit dem Thema des Kolonialismus, die reflexiv und kritisch vorgeht, aber nicht zwingend auf post- und dekoloniale Analyseansätze verpflichtet ist, sondern sich des gesamten Spektrums theoretischer, methodologischer und methodischer Zugänge im Fach bedienen kann. Eine derartige Öffnung der Kolonialismusdebatte beinhaltet mehr als die Forderung nach einer Speziellen Soziologie, weil in der Tat Grundfragen der Gesellschaftstheorie und des disziplinären Selbstverständnisses berührt sind, ohne deswegen jedoch eine bestimmte Denktradition als verbindlich vorauszusetzen.

Literatur

- Abbott, Andrew 2016: *Processual Sociology*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Arendt, Hannah 1986 [1951]: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft*. München: Piper.
- Bartlett, Robert 1993: *The Making of Europe. Conquest, Colonization and Cultural Change, 950–1350*. London: Penguin.
- Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas 1966: *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. New York: Doubleday & Company.
- Bhambra, Gurinder K. 2016: *Comparative Historical Sociology and the State: Problems of Method*. *Cultural Sociology*, vol. 10, no. 3, 335–351.
- Bhambra, Gurinder K. / Holmwood, John 2021: *Colonialism and Modern Social Theory*. Cambridge: Polity.
- Braudel, Fernand / Duby, Georges / Aymard, Maurice 1987: *Die Welt des Mittelmeers*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bröckling, Ulrich 2010: »Nichts ist politisch, alles ist politisierbar« – Michel Foucault und das Problem der Regierung. In Michel Foucault, *Kritik des Regierens. Schriften zur Politik*, hrsg. von Ulrich Bröckling. Berlin: Suhrkamp, 401–439.
- Broszat, Martin 1972: *Zweihundert Jahre deutsche Polenpolitik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chrétien, Jean-Pierre 1985: Hutu et Tutsi au Rwanda et au Burundi. In Elikia M'Bokolo / Jean-Loupe Amselle (eds.), *Au Cœur de l'ethnie. Ethnies, tribalisme et État en Afrique*. Paris: La Découverte, 129–165.
- Conrad, Sebastian 2013: *Globalgeschichte. Eine Einführung*. München: Beck.
- Cooper, Frederick 2002: *Decolonizing Situations: The Rise, Fall, and Rise of Colonial Studies, 1951–2001*. *French Politics, Culture & Society*, vol. 20, no. 2, 47–76.
- Dépelteau, François 2018: *The Palgrave Handbook of Relational Sociology*. London: Palgrave Macmillan.
- Doyle, Michael W. 1986: *Empires*. Ithaca: Cornell University Press.
- Dux, Günter 1994: *Geschlecht und Gesellschaft. Warum wir lieben. Die romantische Liebe nach dem Verlust der Welt*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eisenstadt, Shmuel N. 1969: *The Political Systems of Empires*. New York: Free Press.
- Fisch, Jörg 2010: *Das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Die Domestizierung einer Illusion*. München: Beck.
- Foucault, Michel 1976: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel 1977: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Freud, Sigmund 1970 [1919]: Das Unheimliche. In Sigmund Freud Studienausgabe, Band 4: Psychologische Schriften, hrsg. von Alexander Mitscherlich / Angela Richards / James Strachey. *Conditio humana. Ergebnisse aus den Wissenschaften vom Menschen*. Frankfurt am Main: Fischer, 241–274.
- Go, Julian 2011: *Patterns of Empire. The British and American Empires, 1688 to the Present*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hechter, Michael 1975: *Internal Colonialism: The Celtic Fringe in British National Development, 1536–1966*. London: Routledge and Kegan Paul.
- Joas, Hans / Knöbl, Wolfgang 2008: *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kohl, Karl-Heinz 2012: *Ethnologie – die Wissenschaft vom kulturell Fremden. Eine Einführung*. 3. erw. Auflage. München: Beck.
- Kohlberg, Lawrence 1996: *Die Psychologie der Moralentwicklung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Koselleck, Reinhart 1988: Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe. In Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 211–259.
- Kreienbaum, Jonas 2015: »Ein trauriges Fiasko«. *Koloniale Konzentrationslager im südlichen Afrika 1900–1908*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Kuhn, Thomas S. 1976: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Zweite revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kumar, Krishan 2017: *Visions of Empire: How Five Imperial Regimes Shaped the World*. Princeton, NJ: Princeton University Press.
- Kumar, Krishan 2021: *Empires. A Historical and Political Sociology*. Cambridge: Polity.
- Langewiesche, Dieter 2019: *Der gewaltsame Lehrer. Europas Kriege in der Moderne*. München: Beck.
- Leanza, Matthias / Paul, Axel T. 2021: Kolonialismus und globale Moderne. *Jenseits der Vereinfachungen*. *SOZIOLOGIE*, 51. Jg., Heft 2, 150–165.
- Lemke, Thomas 1997: *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität*. Berlin: Argument.
- Lerp, Dörte 2016: *Imperiale Grenzräume. Bevölkerungspolitiken in Deutsch-Südwestafrika und den östlichen Provinzen Preußens 1884–1914*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Lévi-Strauss, Claude 1975 [1952]: Rasse und Geschichte. In Claude Lévi-Strauss, *Strukturelle Anthropologie II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 363–407.
- Lévi-Strauss, Claude 1985 [1971]: Rasse und Kultur. In Claude Lévi-Strauss, *Der Blick aus der Ferne*. München: Fink, 21–52.
- Lindner, Ulrike 2011: *Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914*. Frankfurt am Main, New York: Campus.

- Mead, George H. 1973 [1934]: Geist, Identität und Gesellschaft aus Sicht des Sozialbehaviorismus. Mit einer Einleitung herausgegeben von Charles W. Morris. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meinhof, Marius 2020: Postkoloniale Soziologie oder Soziologie des Kolonialismus? Irritationspotentiale postkolonialen Denkens für die Soziologie. *SOZIOLOGIE*, 49. Jg., Heft 4, 410–422.
- Meinhof, Marius / Boatcă, Manuela 2022: Postkoloniale Perspektivierung der Soziologie. Von Äpfeln und Birnen in der gegenwärtigen Debatte. *SOZIOLOGIE*, 51. Jg., Heft 2, 127–144.
- Menger, Tom 2022: Concealing Colonial Comparability: British Exceptionalism, Imperial Violence, and the Dynamiting of Cave Refuges in Southern Africa, 1879–1897. *The Journal of Imperial and Commonwealth History*, doi: 10.1080/03086534.2022.2057742.
- Osterhammel, Jürgen 2011: Globalizations. In Jerry H. Bentley (ed.), *The Oxford Handbook of World History*. Oxford: Oxford University Press, 89–104.
- Paul, Axel T. / Leanza, Matthias (eds.) 2020: Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4.
- Paul, Axel T. 2020: Colonizing Colonizers: On the Colonial Transformation of »Pre-Colonial« Rwanda. In Axel T. Paul / Matthias Leanza (eds.), *Comparing Colonialism: Beyond European Exceptionalism*. *Comparativ*, vol. 30, no. 3/4, 353–371.
- Piaget, Jean 1978 [1947]: *Das Weltbild des Kindes*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Popitz, Heinrich 1992: *Phänomene der Macht*. 2. erw. Aufl. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Renan, Ernest 1996 [1882]: *Was ist eine Nation?* Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Schütz, Alfred 1974 [1932]: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Slezkine, Yuri 2006: *Das jüdische Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Snyder, Timothy 2022: The War in Ukraine Is a Colonial War. *The New Yorker*. <https://www.newyorker.com/news/essay/the-war-in-ukraine-is-a-colonial-war>, letzter Aufruf am 13. Juli 2022.
- Steinmetz, George 2007: *The Devil's Handwriting. Precoloniality and the German Colonial State in Qingdao, Samoa, and Southwest Africa*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Stichweh, Rudolf 2010: *Der Fremde. Studien zur Soziologie und Sozialgeschichte*. Berlin: Suhrkamp.
- Stoler, Ann L. / Cooper, Frederick 1997: Between Metropole and Colony: Rethinking a Research Agenda. In Frederick Cooper / Ann L. Stoler (eds.), *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*. Berkeley: University of California Press, 1–56.
- Subrahmanyam, Sanjay 1997: Connected Histories: Notes Towards a Reconfiguration of Early Modern Eurasia. *Modern Asian Studies*, vol. 31, no. 3, 735–762.

- Vidal, Claudine 1991: *Sociologie des passions* (Rwanda, Côte d'Ivoire). Paris: Karthala.
- von Trotha, Trutz 1994: *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatentstehung am Beispiel des »Schutzgebietes Togo«*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Waldenfels, Bernhard 2007: *Das Fremde denken. Zeithistorische Forschungen*, 4. Jg., Heft 3, 361–388.
- Weber, Eugen 1976: *Peasants into Frenchmen: The Modernization of Rural France, 1870–1914*. Stanford: Stanford University Press.
- Weber, Max 1980 [1922]: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. rev. Auflage. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Werner, Michael / Zimmermann, Bénédicte 2002: *Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der Histoire croisée und die Herausforderung des Transnationalen*. *Geschichte und Gesellschaft*, 28. Jg., Heft 4, 607–636.
- Wimmer, Andreas 2013: *Ethnic Boundary Making. Institutions, Power, Networks*. Oxford: Oxford University Press.
- Wimmer, Andreas 2018: *Nation Building. Why Some Countries Come Together While Others Fall Apart*. Princeton, NJ: Princeton University Press.

Was ist »kolonial«?

Eine Klarstellung

Manuela Boatcă, Marius Meinhof

In der Debatte um postkoloniale Soziologie haben Leanza und Paul ihre Position noch einmal bekräftigt und nun auch theoretisch zu begründen versucht. Die Differenzen in den Perspektiven sind damit deutlich geworden; eine weitere Replik würde Gefahr laufen, die Debatte im Kreis laufen zu lassen. Sinnvoller erscheint es, diese Perspektiven nun für interessante Forschung zu nutzen und zu sehen, was dabei herauskommt.

Dennoch möchten wir ein besonderes Missverständnis zwischen den Texten klären. Leanza und Paul gehen davon aus, dass wir ihre Kolonialismusdefinition als »selbst kolonial« kritisieren, weil sie den Begriff »Fremdherrschaft« nutzten, und wehren sich gegen diese unzulässige Ausweitung des Begriffes »kolonial«. In der Tat ist es, bei allem berechtigten Vorbehalt gegen den Begriff des »Fremden«, kaum einleuchtend, das Wort »Fremdherrschaft« an sich als »kolonial« zu verurteilen. Dies ist viel zu sehr von spezifischen historischen Kontexten abhängig.

Leanza und Pauls Antwort basiert allerdings auf einem Missverständnis unseres Argumentes. Tatsächlich wollten wir die Kompatibilität unserer Perspektiven betonen. Wir argumentieren, dass Perspektiven auf Herrschaft und auf Macht einander ergänzen müssen:

»Ohne ein Verständnis der formalen kolonialen Herrschaft ist eine Theorie kolonialer Macht auf Sand gebaut, umgekehrt benötigt aber, wie sich an Paul und Leanzas eigener Definition zeigt, eine Forschung über formale Herrschaft auch ein Verständnis kolonialer Macht.« (Meinhof, Boatcă 2022: 138)

Wir wollten verdeutlichen, dass es bei Leanza und Pauls Definition von Kolonie im Kern um die sozial konstruierte Klassifizierung als »fremd«, »anders«, »minderwertig« geht – also um ein Machtmodell, wie es auch etwa

Quijano beschreibt, der es jedoch als dezidiert kolonial-kapitalistische Überformung früherer, auch antiker Vorstellungen von Fremdheit und Differenz analysiert. Diese soziale Klassifizierung, für die sich Leanza und Paul zentral interessieren, ist aber selbst kolonial – also (aus der Perspektive postkolonialer Theorien) ein Resultat der europäischen Kolonialexpansion im Zuge der Entstehung einer kapitalistischen Weltwirtschaft. Die »Fremdheit« ist in diesem Sinne nicht einfach da, bevor die koloniale Herrschaft stattfindet, sondern sie wurde als Teil des kolonialen Machtmodells konstruiert, und ältere Vorstellungen von Fremdheit wurden in kolonialen Herrschaftszusammenhängen und Deutungskämpfen verändert, verfestigt, herausgefordert und so weiter. In unserer Replik wollten wir daher hervorheben, dass eine Perspektive, in der sich ein Blick auf das koloniale Machtmodell und ein Blick auf koloniale Herrschaft gegenseitig ergänzen, auch für Leanza und Pauls Definition vorteilhaft wäre, weil eine Thematisierung von Wissen-Macht als zentralem Element kolonialer Herrschaft die Möglichkeit eröffnen würde, das Spiel der Differenzen in der kolonialen Herrschaft, etwa Kämpfe um Othering, »Zivilisierung«, Hybridisierung und so weiter als dynamischen historischen Prozess zu analysieren. Also etwa: Warum wer wen in welchen Kontexten als fremd darstellte, begründet durch Herrschaftsinteressen, aber auch etwa als Widerstand gegen Repression.

Damit sollte also nicht argumentiert werden, dass Leanza und Pauls Definition selbst koloniale Diskurse reproduziert – die beiden Autoren haben sehr deutlich gemacht, dass sie die Idee der »Minderwertigkeit« der Beherrschten nicht teilen. Vielmehr ist unser Argument, dass die Definition selbst nicht ohne eine Theorie über ein Machtmodell spezifisch kolonialer sozialer Klassifizierungen auskommt. Deshalb argumentieren wir auch:

»Dabei sind beide Perspektiven – auf formale koloniale Herrschaft und auf die Kolonialität der Macht – für die Soziologie gewinnbringend. Innerhalb postkolonialer Soziologie lassen sie sich nicht gegeneinander ausspielen, sondern können einander ergänzen.« (Ebd.)

Postkoloniale Theorien, die sich seit Jahrzehnten intensiv mit der Frage der sozialen Klassifizierung im Kolonialismus beschäftigen, könnten Leanza und Pauls Definition ergänzen, präzisieren und dabei helfen, eine unreflektierte Voraussetzung des Begriffes der »Fremdheit« als analytischen Begriff zu vermeiden. Zugleich müssen Formen der Exklusion, folgt man einer postkolonialen Perspektive, nicht zwingend auf »koloniale« Elemente reduziert werden, sondern können zum Beispiel auch in Wechselwirkung mit diesen betrachtet werden. Dies scheint uns auch in den zahlreichen neuen,

von Leanza und Paul in ihrem neuen Text knapp angerissenen Beispielen, die oft über Kolonialismus im engeren Sinne hinausgehen, plausibel zu sein. Beispielsweise wurde die ältere Diskriminierung gegenüber Osteuropäer*innen im Laufe der Zeit durchaus über rassistische Vorstellungen farbcodiert, wenn auch weniger eindeutig codiert und weiterhin kontextabhängig (Bakić-Hayden 1995; Böröcz 2008: 132). Die Zuschreibung von »Fremdheit« veränderte sich historisch im Kontext verschiedener Machtmodelle. Daher wollten wir betonen, dass es gewinnbringend wäre, *sonobl* die Institutionen kolonialer Herrschaft *als auch* die Modelle kolonialer Macht und kolonialer Macht-Wissens-Komplexe in den Blick zu nehmen.

Bedauerlicherweise haben Leanza und Paul aus unserer Argumentation geschlossen, wir würden ihre Definition (und nicht etwa das Machtmodell, auf das sich die Definition zentral bezieht) als kolonial bezeichnen. Unsere Schlussfolgerung lautet dabei im Original: »Doch damit steht im Zentrum der Definition von Paul und Leanza eben ein Machtmodell, das auf einem Othing der Kolonisierten basiert und somit selbst kolonial ist.« (Meinhof, Boatcă 2022: 138). Syntaktisch sollte offensichtlich sein, dass »selbst kolonial« sich auf »Machtmodell« bezieht, nicht auf Leanza und Pauls Definition. Aber im gegenwärtigen Klima des wechselseitigen Missverständnisses muss wohl ein noch größeres Augenmerk als in herkömmlichen Debatten darauf gerichtet werden, derartige Missverständnisse zu vermeiden. Wenn Leanza und Pauls Lesart unseres Argumentes durch die Formulierung »selbst kolonial ist« provoziert wurde, so tut uns dies leid. Im Kontext des gesamten Absatzes erschien unser Argument aus unserer Sicht offensichtlich darauf hinauszulaufen, dass sich der Blick auf koloniale Herrschaft wie bei Leanza und Paul, und der Blick auf koloniale Macht, wie er in vielen postkolonialen Theorien bevorzugt wird, wechselseitig bedingen und aufeinander aufbauen müssen.

Leanza und Paul haben in ihrer Replik nun ihre eigene theoretische Herleitung des Begriffes der Fremdheit angeboten, der nicht auf post- und dekolonialen Theorien beruht. Somit eignet sich ihre Replik sicher auch als Antwort auf unser eigentliches Argument. Sie zeigen, dass sie ihre Perspektive auf »Fremdheit« theoretisch begründen können, ohne auf postkoloniale Theorien zurückzugreifen. Ob dieser Begriff der Fremdheit geeigneter ist als der durch post- und dekoloniale Theorien informierte Blick auf Othing, der zwischen kolonialer und imperialer Differenz unterscheidet, sei dahingestellt. Wir möchten jedoch das Missverständnis, dass wir Leanza und Pauls

Definition als koloniale Denkweise kritisieren, nicht für zukünftige Diskussionen im Raum stehen lassen.

Dies ist uns auch deshalb wichtig, weil es offensichtlich viele Gemeinsamkeiten zwischen den Ansätzen gibt, zum Beispiel die Thematisierung der fortdauernden Bedeutung von (kolonialer) Gewalt, des Fortdauerns imperialistischer Projekte und der Kämpfe um Selbstdeterminierung in der Gegenwart, die nun auch Leanza und Paul ansprechen – und damit verdeutlichen, dass es ihnen wohl doch nicht ausschließlich um einen schon vergangenen Kolonialismus geht, sondern durchaus um eine Analyse der Moderne. Dies macht es aber für uns noch verwunderlicher, mit welcher Entschiedenheit die beiden Autoren unser Argument, sich auf die theoretischen Angebote der postkolonialen Soziologie zumindest versuchsweise einzulassen, zurückweisen. Für eine Öffnung der Debatte für diese und mehr Perspektiven sprechen wir uns jedoch hiermit auch ausdrücklich aus.

Literatur

- Bakić-Hayden, Milica 1995: Nesting Orientalisms: The Case of Former Yugoslavia. *Slavic Review*, vol. 54, no. 4, 917–931.
- Böröcz, József 2006: »Goodness is Elsewhere: The Rule of European Difference. *Comparative Studies in Society and History*, vol. 48, no.1, 110–138.
- Meinhof, Marius / Boatcă, Manuela 2022: Postkoloniale Perspektivierung der Soziologie. Von Äpfeln und Birnen in der gegenwärtigen Debatte. *SOZIOLOGIE*, 51. Jg., Heft 2, 127–144.